Ausgabe für Berlin und Umgegend.

Montags-Ausgabe.

Berlin, 3. November 1913

. 559. 42. Jahrgang.

Berliner Tageblatt mit „Zeitgeist"

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Der sterbende Clown.

T. W. Der Berliner Zirkusdirektor Busch, der siebzehn rzent seiner Einnahmen für die Lustbarkeitssteuer hergeben uß, gedenkt sich aus der Arena in das Privatleben zurückzu- ehen, alle Leiter und Hüter unserer Lustbarkeiten haben jetzt emeinsam den Berliner Magistrat um Aufhebung der Steuer ruchi und viele von ihnen gehen mit düsteren Plänen herum. ne Bild, und man braucht ja noch kein wohlgepflegter Greis ller, den „dummen August" und den eleganten Godlewski, ab, und wo man die ersten Zirkuspantomimen, wie den Karneval auf dem Eise", mit ihrer einfachen Lustigkeit und ne raffinierte technische Künste erfand. Es werden den Kin- ern heute ja alle möglichen Wunder gezeigt, und das Kinder- egnügen wird immer mehr veredelt und schon ganz uner- äglich mit „Kultur" vermanscht, aber es bleibt doch einiger- agen fraglich, ob all der Kram den spitzhütigen Clown, das ffentheater unserer Jugend und die „Galoschen des Glücks", e der Krollengel aufführte, ersetzen kann. Und sind die Er- achsenen verpflichtet, den weißgeschminkten Spaßmacher, die rinzessin auf dem Nudelbrett, den Jongleur mit den zwölf nie erbrechenden Tellern und die immer lächelnden Akrobaten zu ersetzen, weil jeder Bildungsprotz darüber die Nase rümpft? Wie gern kehrt man bisweilen von reizlos anspruchsvollen Musen zu der kurzröckigen Anmut auf gesatteltem oder unge- atteltem Pferde zurück! Nichts ist ganz überflüssig, was in das ziemlich graue Leben etwas Buntheit zu bringen vermag. Und ein vierbeiniger Tänzer ist oft ein interessanterer Teil der Schöpfung als ein zweibeiniger Pedant.

Nun hat, seit dem 30. März dieses ohnehin steuerbegabten Jahres, der Berliner Magistrat in seiner Güte den Zirkus- besitzern, den Spezialitätentheatern, den sogenannten Variétés, den Kinos, den Tanztempeln und allen Theatern, in denen geraucht oder Bier getrunken wird, die Lustbarkeits- steuer auferlegt, und diese Steuer beträgt für die billigsten Plätze zehn und für die besseren fünfzehn, zwanzig und sogar dreißig Prozent vom Eintrittspreis. Man erinnert sich an den Streit, der vorausging: zuerst war die Steuer für alle Theater und Vergnügungsstätten ohne Unterschied geplant, und als man dann die höhere Kunst, die sich mächtig zur Wehr setzte, freilassen mußte, zog man, um doch mindestens fünfviertel Millionen einfacken zu können, die nicht so fein- geistige Lustbarkeit desto gnadenloser heran. Herr Busch be- rechnet — hoffentlich mit einer kleinen Uebertreibung — seine Abgabe für einen Winter auf hunderttausendsiebzigtausend Mark, der Admiralspalast spricht von hunderttausendfünfzigtausend Mark, sich, und im Wintergarten, wo man täglich eine Pauschal- summe von hundertundneunzig Mark zahlt, wird angeblich ein jährlicher Verlust von hunderttausend Mark beklagt. Ueberall wird versichert, daß schüchterne Versuche, die Billettpreise hinaufzusetzen, gänzlich mißlungen seien — das Publikum, ist, begnüge sich dann einfach mit einem unnumerierten Sitz. Dem die Loge oder der numerierte Platz zu teuer geworden Die Industrie der Kraftmenschen steht vor dem Zusammen- bruch. In den Hallen des Vergnügens ist nichts mehr rosig als das Trikot.

Es ist immer bedenklich, wenn ein Steuerdialektiker nach unfaßbaren, nicht klar bestimmbaren Merkmalen getüftelte Unterscheidungen schafft. Es ist widersinnig, wenn in Bezir- ken, wo die Grenzlinien sich oft verwischen, der eine neben der eigenen Last auch noch die Last des anderen, zufällig Be- günstigten, zu tragen hat. Der Berliner Magistrat, der ein Magistrat mit Idealen ist, hat seine Steuer natürlich nicht nur des ordinären Geldes wegen eingeführt — er will das Volk Berlins von den niederen Genüssen dorthin leiten, wo eine reine Kunst es zum Wahren, Guten und Schönen erzieht. Er will pädagogisch wirken, indem er die Spezialitätentheater und ähn- liche Orte dumpfen Zeitvertreibes bekämpft, und er schätzt diese Unternehmungen so hoch ein, weil er sie so niedrig schätzt. Aber die Spezialitätentheater brauchen gar nicht mehr bekämpft zu werden, sie haben aus mancherlei Gründen einen Teil der alten Werbekraft eingebüßt, in kaum einer anderen großen Stadt sind sie so wenig zahlreich wie gegenwärtig in Berlin, und sie gehören nicht zu jenen Stätten der Luft, jenen Paradiesen der Verführung, bei denen eine erzkehliche Besteuerung viel- leicht empfehlenswert ist. Sie sind, ebenso wie der Zirkus, sogar notwendig und dienen gewissermaßen einem verkehrs- politischen und gastfreundlichen Zweck, denn sie trösten den Fremden, der die Sprache Goethes nicht versteht, über die leeren Abendstunden hinweg. Vor allem aber müßte doch erst bewiesen werden, daß das harmlose Vergnügen, das dort ge- boten wird, an moralischem und geistigem Gehalt tief unter jeder Schunkelposse steht, und daß der ästhetische und sittliche Unterschied zwischen einer Akrobatennummer und einem schwülen „Schlager" zwanzig oder fünfundzwanzig Prozent beträgt. Auch die modernen Possenpoeten wandeln nicht allzu literaturstreng auf der Menschheit Höhen. Und Mariechen, das „süße Biehchen", ist nicht um ein volles Viertel musischer als Estrella am Trapez.

Lustbarkeitssteuern gab es und gibt es auch anderswo, aber sie sind nirgends so unmanierlich hoch. In Paris zahlen jeder Theaterbesucher und jeder Variétégast seit langem ungefähr zehn Prozent, und da dieser Zuschlag an die Armenkasse abge- liefert wird, hat man mitten im Komödiengenuß auch noch die angenehme Empfindung, ein Wohltäter zu sein. Die Steuer, die in Berlin errechnet wurde, ist doch beinahe eine Erdrosse- lung, und der Notschrei der gepeinigten Artisten hat so sehr den Klang der Wahrheit, daß er zum mindesten gehört werden muß. Einst, als noch Kean statt des Kientopp die Menge anlockte und der Theatervorhang noch nicht ein langweiliges Stück Stoff, sondern bemalt mit olympischen Göttinnen war, spielte man auch ein ergreifendes Drama, in dem ein ergrauter Clown an gebrochenem Herzen und häuslichem Elend starb. Man könnte sehr bald dieses alte Volksdrama für eine ganze Klasse gliedern- gewandter Mitmenschen verwirklicht sehen, denn wo werden die kühnen Springer und Kopfsteher sich hinwenden, wenn man die Manege sperrt? Die Väter unserer Stadt sind gewissenhafte Verwalter mit ausgeprägt praktischem Sinn, aber sie sind auch milde und werden nicht wollen, daß aus der Kunst dieser Leute die brotloseste der Künste wird. Die Väter unserer Stadt sind ernst, sie haben keine inneren Beziehungen zu der Prinzessin auf dem Nudelbrett und zu dem Jongleur, der zwölf Teller emporschleudert und heil wieder zusammenbringt. Aber die Väter unserer Stadt sind auch weise und werden eine Geschick- lichkeit würdigen, die das Porzellan nicht zerbricht.

„Was fängst du mit fünf Mark an?"

Eine Umfrage bei Berliner Schülern,

veranstaltet

Von [Nachdruck verboten.]

Oberlehrer Dr. Krassmöller und Kurt Tucholsky.

Die moderne Pädagogik stützt sich, wie bekannt, vielfach auf das Experiment. Um nun einmal zu sehen, wie die Schüler in ökono- mischen Dingen denken, ferner, ob sie in solchen Antworten aufrichtig sind oder nicht, wurde eine Umfrage in der Sexta und Quinta einer Berliner Realschule, deren Schülermaterial sich in der Hauptsache aus dem guten Bürgerstande rekrutierte, angestellt. Das durchschnitts- alter der 33 Schüler der Sexta M. war 10,1 Jahre, das der 40 Schüler der V. M. 12,2 Jahre, das der 47 Schüler der V. O. 12,6 Jahre. Die Frage lautete: „Was fängst du mit fünf Mark an?"

Die Ergebnisse einer solchen Umfrage sind vorsichtig zu verwerten. Die Imponderabilien der Motive der Antworten sind weit größer, als man gemeinhin annimmt. Obgleich den Schülern ausdrücklich gesagt wurde: „Ihr braucht euren Namen nicht auf den Zettel zu schreiben, eure Antworten werden nicht auf die Rechtschreibung hin geprüft, werden nicht als Schulleistungen bewertet", — schrieben manche dennoch gewohnheitsmäßig ihren Namen auf das Blatt; in der Quinta tritt noch mehr als in der Sexta eine gewisse Scheu und übertriebene Vorsicht zutage.

In einer artigen, gestochenen Schrift steht auf einem Zettel: „Ich spare das Geld bis zu meiner Einsegnung." Kaum glaublich. Und auch in folgender Antwort weiß man nicht genau, was Dichtung und Wahrheit ist: „Ich bekam einst fünf Mark geschenkt. Als ich mit dafür etwas kaufen wollte, sprach mein Vater: Hebe dir die fünf Mark auf. Vielleicht kannst du sie anderweitig verwenden. Bald darauf war meiner Mutter Geburtstag, und da ich ihr gern eine Freude bereiten wollte, kaufte ich ihr dafür eine Torte, worüber sie sich sehr freute." Die Antwort kann mit der Wahrheit übereinstimmen, oder man wird diese Allzubraven, die immer ein bischen nach Lesebuch schmecken, vorsichtig beurteilen müssen. Denn manch- mal spricht der Eltern Mund aus einer Antwort, und die sieht dann so aus: „Die fünf Mark, die ich bekommen habe, vernasche ich nicht, sondern spare sie mir, denn was hat man von dem alten Zuckerzeug, es kostet viel Geld und schmeckt garnicht. Es ist also weggeworfenes Geld. Ich höre es mir auf, wenn meine Eltern mal in Not geraten sollten, dann habe ich Geld gespart und gebe es ihnen. So ist es immer viel besser, wenn man spart, als vernascht." Der Junge sah ordentlich im Geiste den erhobenen Zeigefinger: „Du naschst doch auch etwa?" — „Gott bewahre", antwortete er. Aber das ist eine Scheinantwort, und was sich unter ihr verbirgt, wissen wir nicht. Meistens machen es sich die Vertreter dieser Gruppe bequemer: sie behaupten einfach, das Geld sparen zu wollen, ohne zu sagen, was sie später damit machen wollen.

Meist wird von Geschenken zu den Geburtstagen Angehöriger ge- sprochen, und einer denkt sogar schon an die Sachen, die er für den Einjährigfreiwilligendienst braucht. . . . und wenn ich später kein Geld mehr habe, so gebrauche ich die fünf Mark für Nahrung."

„Wenn ich fünf Mark hätte, so würde ich sie in die Sparbüchse stecken, dasß ich in dem Alter nicht verhungern müßte." Und alle unterstreichen das Wort „Sparen" und ihre Artigkeit.

Ein Schüler schreibt: „Wenn ich von jemand fünf Mark bekommen habe, so ist das ein schönes Stück Geld, das zeige ich meinen Eltern und die legen es in die Sparbüchse." Und so fort von der einfachen Angabe: „Ich spare mir die fünf Mark", bis zu den allgemeinen Axiomen über die vorkommenden Notlagen im menschlichen Leben.

In der Sexta stehen die Jungen noch stärker unter dem Einfluß der häuslichen Erziehung als die schon etwas selbständigeren Herren der Quinta. In V. O. sind es 29 von 47 Schülern und in V. M. 28 unter 40, die die ganze Summe ausgeben wollen. Die übrigen sparen in allen drei Klassen wenigstens einen Teil. Dabei treten ganz komplizierte Spar- systeme auf. Einer hat vier Sparkassen. In der ersten liegt das Geld zu einem Film (?), in der zweiten das Geld zu einem neuen Rad- mantel, in der dritten der Fond zum Ankauf eines Aeroplans und in der vierten Versicherungsgeld.

Was aber die Psychologie des Sparens bei Kindern dieses Alters angeht, so kann man wohl nur von einer anerzogenen Handlungs- weise sprechen, ganz selten treten das Gefühl für die Freude des Besitzes und das utilitaristische Prinzip als Motive auf.

Was fangen nun die Jungen mit dem Geld an? — Die Liste der zu kaufenden Dinge ist die übliche: Schulmaterialien, Bücher, Spiel- sachen, Kuchen, Kleidung, Kino, Geschenke, Reklamemarken, Aus- flüge und dergleichen. Man kann nicht unbedingt sagen, daß die Jungen durchweg ihre Lieblingswünsche erfüllten. Der Vorgang, den meisten noch ein bischen ungewohnt, und sie stolpern häufig über gegen hingabe eines abstrakten Tauschmittels Ware zu bekommen, ist den eigentlichen Kauf, über die äußeren Nebenumstände, so daß das Gekaufte in den Hintergrund tritt. Immer wieder finden wir: „Ich gehe in das Warenhaus von Hermann Tietz". — „Ich gehe in die dritte Etage und kaufe mir da Füllfederhalter." Außerordentlich häufig ist die Vorstellung, daß die Verausgabung der 5 Mark mit einem allgemeinen Freudentag zusammenfallen müsse. Einer schreibt ganz unvermittelt unter seinen sonstigen Wünschen, deren Erfüllung ihm die fünf Mark ermöglichen sollen: „Dann würde ich in der Planschwiese zwei Stunden rudern." Ueberhaupt ist bei den meisten der eigentliche Kaufvorgang untrennbar von einer genauen Zeitein- teilung. Einer will einen Ausflug machen, dazu verwendet er den ersten Tag. „Den folgenden Tag benutze ich zum Anschaffen von einem Rucksack und Kochgeschirr." Diese wichtige Erwerbung füllt seinen Tag aus, er kann sich nicht vorstellen, daß er etwa nach der seelischen Emotion, diese neuen Sachen in seinem Besitz zu sehen, nun gleich an den zweiten Ausflug denkt, den er am dritten Tage unternimmt. Er muß erst verdauen. Und der Gedanke, sich mit den 5 Mark einen „guten Tag" zu machen, zieht sich auch durch die Antworten, die nicht gerade einen Ausflug als das Ziel der Wünsche darstellen. Das sind nicht allzu viel: in der Sexta zwei, in den beiden Quinten acht.

Die Schilderung solcher Tage ist kaum erfunden, sondern sie duftet angenehm nach Wirklichkeit. „Ich gehe mit meinen fünf Mark erst nach dem Rummel, dort fahre ich erstens mit dem Wachtelopf, von dort aus gehe ich ins Café (1,30 Mark). Auf einmal habe ich Lust bekommen in Kientopp zu gehen. Da bleibe ich zwei Stunden. Der ganze Spaß kostet mich 90 Pfennig. Dann gehe ich in ein Geschäft und kaufe mir ein Reklamemarkenalbum. Mit hundert Marken (1,50 Mark). Mein Freund hatte mich an der Friedrich- straßen Ecke Unter den Linden erwartet. (Hier vergißt sich der Junge und geht in den Bericht eines tatsächlich erlebten Nachmittags über.) Von dort aus sind wir in Hippodrom. Dort belustigen wir uns beide an Reiten. (85 Pfennig.) Von dort aus gehen wir nachhause. Ich fahre nach dem Halleschen Tor, kostet 20 Pfennig. 5 Pfennig Trinkgeld. Dann ist der Spaß zuende." So treiben's viele er ist der einzige nicht, dem's das Hippodrom angetan hat. Ein Quintaner: „Dann gehe ich nach dem Hippodrom und verreite eine Mark." Und nicht mehr das Kind, sondern die Sehn- sucht einer ganzen kleinbürgerlichen Schicht spricht aus den Worten: „Wenn ich fünf Mark hätte, würde ich mir noch mehr zusammen- sparen, sodaß ich 20 Mark hätte. Dann würde ich ins Kaffee gehen. Dann würde ich mir einen Panamahut kaufen und einen Spazier- stock. 1 grau-gestreifte Hose und eine Weste mit Rock. Und dann

Ein Amnestieerlaß des Herzogs von Braunschweig.

Der Fremdenzustrom. — Die sozialdemokratische Opposition.

(Telegramm unseres Spezialkorrespondenten.)

L. L. Braunschweig, 2. November.

Mehr als zwanzigtausend Fremde sind schon in Braunschweig ein- getroffen, um dem morgigen Einzug des Herzogs Ernst August und der Herzogin Viktoria Luise beizuwohnen, und die festlich geschmückten Straßen bieten ein buntbewegtes Bild. Heute nachmittag ist ein Amnestieerlaß des Herzogs der Bevölkerung durch eine Extraausgabe der amtlichen „Braunschweigischen Anzeigen" bekannt- gegeben worden. Der Erlaß bestimmt, daß alle Freiheits- strafen bis zu sechs Wochen sowie alle Geldstrafen bis zu 150 Mark erlassen werden. Außerdem sind weitere Straferlasse in einzelnen Fällen vorgesehen. Die Amnestie ist hier sehr sym- pathisch aufgenommen worden, obgleich der Erlaß ziemlich selbstver- ständlich erwartet wurde und richterliche Kreise die Zahl der von der Amnestie „Betroffenen" auf wenige hundert Personen schätzten. In der Thronrede, die der Herzog morgen im Residenzschloß halten wird, soll nochmals das Gelöbnis der Treue zum Reich und den Bundes- fürsten erneuert werden. Die Verhältnisse des Landes werden in der Rede nur im allgemeinen gestreift werden, da die Anfündigung be- stimmter Vorlagen der Thronrede vorbehalten bleibt, mit der der Herzog die außerordentliche Session des Landtages im Januar eröffnen wird. Auch der Tätigkeit der Regenten wird der Herzog in der Thronrede gedenken. Im herzoglichen Museum ist jetzt das Geschenk ausgestellt, daß der Landtag dem Herzogregenten Johann Albrecht bei seinem Abschied gemacht hat, eine in Silber getriebene Nachbildung des Brunnens auf dem altstädtischen Markt in Braun- schweig. Auf acht kleinen silbernen Löwen ruht eine silbergefaßte Onyxplatte, die den Brunnen aus einer blauen, rotgeäderten Quarz- art trägt. Das ganze steht auf einem mit Eichenblättern geschmückten Untergestell, das die Wappen der sechs Kreisstädte in Silber, Gold und Emaille führt. Der Brunnen mit Gestell ist etwa zwei Meter hoch.

Für die nächste Zeit wird, wie mir von maßgebender Seite mit- geteilt wird, der Besuch der Kaiserin erwartet. Der Kaiser dürfte, wie es heißt, erst dann nach Braunschweig kommen, bis er dem Herzog von Cumberland den noch immer ausstehenden Gegen- besuch in Gmunden erwidert haben wird, dem jetzt nach dem Verzicht des Herzogs auf die Thronfolge in Braunschweig mit der Thronbesteigung des Herzogs Ernst August keine Hindernisse mehr im Wege stehen. Im großen und ganzen scheint man in Braunschweig mit der Lösung der Thronfolge sehr zufrieden zu sein. Nur die Sozialdemokraten fordern schon jetzt im Namen von 48 000 Reichs- tagswählern vom Herzog Ernst August das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht für den Landtag. In einer großen Versammlung wollen sie gegen die Forderung von Steuergeldern zu „byzantinischen Zwecken" protestieren.

Rathenow, 2. November. (W. T. B.) Der Kaiser traf heute nachmittag um 3 Uhr 10 Minuten in Rathenow zum Besuche des Her- zogs und der Herzogin von Braunschweig ein. Die Rückfahrt nach Berlin erfolgte kurz vor 5 Uhr. — Herzog Ernst August verab- schiedete sich heute vormittag von seiner Eskadron. Der Herzog reichte jedem Offizier, Unteroffizier und den Mannschaften die Hand. In einer Ansprache hob er hervor, daß seine Erwartungen bei den Zietenhusaren bedeutend übertroffen worden wären, und er wünsche, daß es jedem Eskadronchef vergönnt sein möge, eine Schwadron wie